

JIM CARREY  
UND DANA VACHON

# MEMOIREN

UND FALSCHINFORMATIONEN

Ein (fast) autobiographischer  
Hollywood-Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Johannes Sabinski

DROEMER 

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
»Memoirs and Misinformation« bei Alfred A. Knopf, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas  
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns  
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von  
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)

((FSC-Logo))

Deutsche Erstausgabe November 2020  
Droemer Verlag  
© 2019 by Jim Carrey and Dana Vachon  
Die Übersetzung erschien mit Genehmigung  
von Alfred A. Knopf, einem Imprint von  
The Knopf Doubleday Group,  
einem Teil von Penguin Random House, LLC.  
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: semper smile, München  
Coverabbildung: © Paramount Pictures Corp.  
All Rights Reserved.  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-28258-8

# PROLOG

Man kannte ihn als Jim Carrey.

Und gegen Mitte jenes Dezembers war sein Rasen zu stumpfem, bersteinfarbenem Brösel versengt. Nachts dann, nach der von der Stadt bewilligten zehnminütigen Einnäsung durch die Sprühdüsen trieben die Grashalme in den Wasserlachen – schlaff und erledigt wie das Haar seiner Mutter im finalen Morphiumschweiß.

Los Angeles war seit April zur Hölle gefahren, eine aus knochentrockenen Staubecken, tagelangen Gluthitzewellen und Wettervorhersagen, die sich wie das Glücksbringerarmband einer Sadistin lasen, 36-37-40-39. Letzte Woche war eine F-16 schnappmessergleich durch den ascherfüllten Himmel geblitzt, gerade als ein Gärtner des Anwesens an der Hummingbird Lane mit einem Sonnenstich zusammenklappte und in Krämpfe verfiel. Der Mann sträubte sich heftig, als sie ihn zum Haus trugen, brabbelte, die Jungfrau Maria habe ihm für drei Dollar einen langsamen Tanz im kühlen Schatten der Senke versprochen. Abends kamen die Santa Anas auf, diese teuflischen Winde, die einem die Seele auslaugten und Polizeisirenen zum Heulen brachten, während sich die Sonnenuntergänge durch Napalmorange zu rußigem Malvenviolett brannten. Jeden Morgen blies dann ein versmogter Atemhauch über die Canyons hinweg ins große Haus hinein, durch Luftfilter, die kürzlich mit Messfühlern aufgerüstet worden waren, um Nervengasanschlüge aufzuspüren.

Er war bärtig und triefäugig nach mehreren Monaten Kollaps und Katastrophe. Er lag nackt auf seinem Bett und war so weit von seiner Bestform entfernt, dass ihn womöglich kaum erkannt hätte, wer in diesem Moment durch eine ge-

hackte Überwachungskamera zusähe, ihn auf den ersten Blick mit einer libanesischen Geisel verwechseln könnte. Um dann von jähler Gesichtserkennung erfüllt zu begreifen: *Das ist kein gewöhnliches Einigeln allein auf einem Riesensbett vorm Fernseher.* Und um sich, just als das Netflix-Logo blutrotes Licht von einem unsichtbaren Bildschirm abstrahlte, zu sagen: »Ich kenne diesen Mann. Ich habe ihn auf allem Möglichen gesehen, von Werbetafeln bis zu Müslischachteln. Er ist dieser Filmstar: Jim Carrey.«

Vor wenigen Wochen erst hatte irgendein Verräter aus seinem erweiterten Personenschutzapparat dreißig Sekunden Videomaterial der Haussicherheitsanlage an den *Hollywood Reporter* durchgestochen. Carrey dümpelte darin kopfüber und fötal in seinem Pool und heulte unter Wasser wie ein gefangener Killerwal. Seine Presseagentin Sissy Bosch ließ *Variety* wissen, er bereite sich auf die Rolle Johannes' des Täufers für Terrence Malick vor, der günstigerweise eine Stellungnahme ablehnte. Das Video verkaufte sich für fünfzigtausend Dollar, eine gerade genügend hohe Summe, um die geheiligste aller tierischen Verhaltensweisen auszulösen – eine spontane Marktreaktion. Als der fünfte Paparazzo den rückwärtigen Grundstückszaun erklettert hatte, ließ seine Sicherheitsmannschaft diesen auf drei Meter erhöhen, unter Strom setzen und mit Klingendraht säumen, ein Achtzigtausenddollarjob einschließlich Schmiergeld an den Stadtrat. Seither hatte Jim das Gebrutzeln und Gequieke elektrisch hinggerichteter Wildtiere als traurige Notwendigkeit hinzunehmen begonnen, als Lebendopfer für seine Göttlichkeit. Und während manche Sissy Bosch die Geschichte von Johannes dem Täufer glaubten, merkten die meisten an, dass diese weder Carreys Gewichtszunahme erklärte noch wieso einige einen eindeutig chinesischen Akzent aus seinem Gestöhn heraushörten.

Es war jetzt 2:58 Uhr in der Früh.

Er hatte seit sieben Stunden ferngesehen.

Angefangen hatte das Dauerglotzen mit einer Folge von *Ancient Predators* über Megalodon, den schrecklichen Superhai der urzeitlichen Meere. Danach wurde in *Cro-Magnon vs. Neandertal* erzählt, wie sich diese Frühmenschen als Vettern in der afrikanischen Steppe trennten, nur um als Fremde in Europa wieder aufeinanderzutreffen und in einen völkermörderischen Wettbewerb zu treten. Der Cro-Magnon-Mensch hatte gnadenlos gemetzelt und ausgehungerte Neandertalerwaisen zurückgelassen, die aus französischen Höhlen in einen Schneesturm starren, dessen grelles Weiß, wie Jim wusste, jenes völliger Auslöschung war. Er war zur Hälfte Frankokanadier und erfuhr vom Sprecher, dass er Neandertaler-Erbgut in sich berge; *er* stammte von diesen Waisen ab. Als er sich deren Verhängnis zu eigen machte, hatte er untröstlich zu weinen angefangen, bis ihm seine Tränen unerträglich wurden, daraufhin drückte er mit pizzafettigem Daumen auf PAUSE, und die winzigen Neandertalergesichter auf dem Bildschirm froren ein. Zehn Minuten lang lag er zitternd da und murmelte immer wieder: »O Gott ...«, bis Netflix gierig auf die eigene Bandbreite zum Hauptmenü zurückschaltete und sein rotes Licht auf ihn und seine Wachhunde warf – eineiige Rottweilerzwillinge mit stählernen Gebissen, die beide auf »Jophiel« hörten. Sie teilten sich den Namen um der Zeitersparnis im Notfall willen, sollte nämlich einer von Jim Carreys vielen Feinden ins Haus einbrechen und er nur wenige Sekunden haben, könnte er beide im selben Atemzug rufen.

In banger Sorge, dies sei der Augenblick, da er seine eigene lang währende Nichtexistenz erkennen würde, gar am Wert einer Existenz als Teil einer Gattung zweifeln könnte, die sich immerzu zwischen Grauen und Gram im Kreis drehte, rätselte er, ob die jüngste, seine Presseagenten plagende virale Nachrichtenstory stimmte. War er tatsächlich

beim Snowboarden in Zermatt ums Leben gekommen? Er hatte ein YouTube-Video darüber gesehen, wie seltsam sich die Zeit beim Tod verhält, sich jemandes letzte Sekunden zerdehnen und pralles Erleben auf einen einbrandet. Wenn er nun dieser Tage gestorben und in keinem Himmel und keiner Hölle, sondern einem Fegefeuer der Bettlägerigkeit gelandet war?

Er hatte Geschichten gehört über die Leichenhalle von Los Angeles. Dass gelangweilte Wärter schauerliche Bilder von berühmten Abgängen machen und an TMZ für Anzahlungen auf Häuser im Valley verhökern. Er schaltete zu YouTube um, dessen Algorithmen, als läsen sie seine Gedanken, einen Zusammenschnitt aus Promi-Todesfotos anboten. Einen Schnappschuss von John Lennon. Gesicht in Lache auf Rollbahre. Für die Massen bloßgestellt. Wenn sie das mit John Lennon fertigbrachten ...

Nun beschwor sein Kopf ein Bild seiner eigenen leblosen Hülle herauf, aufgedunsen und faulig, von den Grobianen der Leichenhalle überragt, im Blitzlichtgewitter.

»Fuck ...«, hauchte er, unsicher, ob er es gehaucht hatte oder nicht.

Er war ins Bad gegangen für den Versuch, Daseinsgewissheit kraft eines warmen Urinstrahls durch seine nicht mehr junge Harnröhre zurückzugewinnen. Sein Herz raste. Wenn es nun im Schlaf versagte und sie ihn am Morgen fänden, mit dem eigenen Kot verkrustet? Wenn nun die ganze paranoide Flucht, die ihn zu diesem Augenblick der Todesfurcht geführt hatte, die Vorahnung eines kommenden Todes und das Snowboard-Unglück in Zermatt nur geschickte Irreführung durch das Schicksal war?

Nein, sollte der Tod eintreten, würde er blendend aussehen – mit blitzblankem Gedärm.

Solcherart entschlossen, hatte er sich auf seine japanische Toilette gesetzt, einen schlaffschlüpfrigen Schiss hervorge-

presst, sich abgewischt und war unter die Dusche gehüpft, um die Körperöffnung gründlich zu schrubben und sich dann abzutrocknen und zu pudern. Er trat vor den Kosmetikspiegel und machte weiter, stutzte seine drahtigen Brauen, zupfte sich das Fell aus den Ohren, rieb sich Bräunungscreme auf Stirn, Hals und in weitem Bogen rings um sein Schlüsselbein, bis er wie eine griechische Büste aussah.

Jetzt war er bereit für die Heinis in der Leichenhalle.

*Er war ein großer Star, würden alle sagen. Ein Kinokassengott, wie sie heutzutage nicht mehr gemacht werden.*

Jetzt war ihm etwas weniger bange zumute.

Er legte sich wieder auf dem Bett zurecht und rief das Erstebeste auf, was Netflix zu bieten hatte: *Pompeii Reconstructed: Countdown to Disaster*.

»Es war das Long Island, war die Riviera der Antike«, sagte der Moderator Ted Berman, ein Indiana Jones für Arme mit Filzhut aus dem Gebrauchtwarenladen. Wieder mal fühlte Jim, wie die Wirklichkeit zu Dichtung verschwamm, als eine digital animierte Glutaschewolke aus dem Vesuv emporquoll, die computerisierte Denkfigur eines Kamerastandpunkts mit ihr aufstieg, hoch über die Stadt, dann innehielt und in den Vulkankrater hinüberschwenkte, der auf einmal dermaßen abgründtief und alles verschlingend wirkte, dass Carrey ausrief: »Sicherheitslage!«

»Innenzonen frei«, erwiderte sein Haus mit der Stimme einer singapurischen Opium-Erbin, die den Sommer in der Provence verbringt. »Sie sind sicher, Jim Carrey.«

»Status Abwehrbarriere?«

»Voll elektrifiziert.«

»Drehen wir die Spannung hoch. Nur zur Sicherheit.«

Der Lichtschein des Fernsehers wurde schwächer, als er ein Geräusch hörte, als würde ein riesiger Reißverschluss rings um das Grundstück zugezogen, und zwanzigtausend Volt durch seinen Klingendrahtzaun jagten.

»Sag noch mal, dass ich sicher bin«, sagte Carrey. »Und geliebt werde.«

»Sie sind sicher. Und werden geliebt.«

»Sag was Nettes über mich.«

»Ihr monatlicher Wasserverbrauch ist um drei Prozent gesunken.«

»Schmeichlerin.«

Der Fernseher strahlte wieder hell. Die Sendung wurde fortgesetzt.

Soeben hatte ein Erdbeben Pompeji erschüttert, ein Naturereignis, das die Römer noch nie erlebt hatten. Einige hielten es für die erste Stufe eines Wunders und blieben, um mehr davon zu sehen. Andere waren sich da weniger gewiss und flohen zu den Stadttoren hinaus.

»Niemand hatte ahnen können«, sprach Ted Berman, »dass alle, die blieben, sterben würden.«

Eine Abfolge verzweifelter Augenblicke für die Hauptfiguren des Dokumentarspiels: ein Großreeder und seine schwangere Ehefrau, junge, im Freudenhaus geborene Schwestern, ein ranghoher Richter, seine Familie und ihr afrikanischer Sklave.

Während ihm Tränen in die Augen stiegen, fragte sich Jim: War es klug, weiter Pompeji zuzusehen mit den Bildern von Megalodons noch frisch im Kopf? Von diesen Neandertalerwaisen, die weiterhin in ihrer französischen Höhle festsaßen? Charlie Kaufman sagte mal zu ihm, die Kernillusion des Kinos von Einzelbildern als einer flüssigen Bewegung sei derselbe Kniff, der dem Verstand einen Eindruck von Zeit vorgaukele – Vergangenheit und Gegenwart seien erfundene Konzepte, notwendige Fiktionen. Waren er und die Pompejer bloß ungleiche Vierecke aus Zelluloid? Fühlten sie den Zusammenbruch seiner Welt gerade so, wie er die Zerstörung der ihren fühlte? Gab es nur den einen Schmerz? Wenn das stimmte, musste es nicht nur für die ursprünglichen Pompe-

ger gelten, sondern auch für ihre Darsteller, Leute, die sich für den nächsten Job abrackerten.

Gesehen zu werden. Etwas zu bedeuten.

Das Geld hatte jetzt das Sagen. Das Geld hatte sie alle zu verdingten Träumern gemacht.

*Ich muss so nicht sein ...*

*Ich könnte jetzt gleich gehen und einfach glücklich sein ...*

Aber wie würde glücklich aussehen? In diesem Augenblick konnte er sich nicht erinnern.

Ein schrecklicher Kummer zog ihn tief ins Bett hinein, ver-tausendfachte jedes seiner Kilos. Er sammelte alle Kraft, um seine Daumen zu heben und Nicolas Cage zu simsens, einem Mann, dessen künstlerischer Wagemut ihn immer wieder aufgerichtet hatte: *Nic? Als du gesagt hast, die Geister der To-ten sind überall um uns, meintest du das poetisch oder tatsäch-lich?*

Doch sein vorzüglicher Freund antwortete nicht.

*Nic?* noch einmal.

Wieder keine Antwort.

Sekunden fielen wie ganze Ladungen Granit auf ihn herab.

Er erwog, sich von Netflix loszueisen.

Er würde den Salade niçoise mit Thunfisch aus seinem Kühlschranks essen, anschließend nach draußen gehen und vielleicht im Pool Ertrinken spielen. Er hob den Kopf tat-bereit vom Kissen, hielt dann aber inne, war sich plötzlich sicher, dass er Pompejis Toten durchgehende, ununterbro-chene Zuschauerschaft schuldet.

Er drückte auf PLAY.

Ausgegrabene Gebeine wurden von Frankfurter Archäolo-gen digital rekonstruiert. Wie weit, fragte sich Jim Carrey, würde diese Technologie sein, wenn sie ihn erst ausbuddel-ten? Was würden die Menschen der Zukunft über ihn schlie-ßen? Könnten sie erraten, was in seinem Schädel umherge-zuckt war? Sein gebeutelter Vater? Seine in Liebe leidende

Mutter? Könnten sie eines Tages die Ruinen des Verstands ebenso rekonstruieren wie jene des Körpers?

Die Skelette der beiden in dem pompejischen Bordell gefundenen Schwestern hatten missgebildete Zähne, was die Forscher auf eine angeborene Syphilis zurückführten.

»Sie kamen mit dieser Geschlechtskrankheit zur Welt«, sagte Moderator Ted Berman. »Unverschuldet lebten sie in ständigem Schmerz.«

Nun bekamen die beiden Mädchen ihre Nahaufnahme in einer gespielten Rückblende, Latexpusteln blubberten auf ihren Lidern, während sie zum Vesuv emporstarrten. 1993 hatte Guru Viswanathan die Aura Carreys als »herrliches, strahlendes Roségold« gesichtet und ihn gelehrt, ihre Wanderungen im Inneren seiner vergänglichen Gestalt zu erspüren. Nun fühlte er, wie sie sich hinausschwang zur Mattscheibe, auf der sich die syphilitischen Zwillinge unter dem vulkanischen Niederschlag duckten. Er fürchtete, ihm würde seine Seele abgenommen oder – schlimmer –, dass sie entflohen.

»Jophiel, Zuneigung!«, versuchte er zu sagen, konnte aber nur keuchen, als auf dem Fernsehschirm die Aschewolke des Vesuvs die Sonne auslöschte. In Finsternis gestoßen, mit frischer Wertschätzung für die Unmöglichkeit des Wortes, gelang es Carrey schließlich, »Zuneigung!« zu bellen, und umgehend kamen die beiden Rottweiler angetobt, um sich beidseits neben ihn zu legen und die Tränen aus seinem Bart zu lecken.

»Tiefe Zuneigung!«, rief Carrey, und die Hunde (die dazu abgerichtet worden waren, als säugender Mutter zu begegnen, wer immer diese Wörter aussprach, und sich selbst für genau sechs Wochen alt zu halten) leckten ihm nicht mehr bloß das Gesicht, sondern beschnüffelten seinen Hals, und ihre Schnauzen waren so warm, dass Carrey den Pawlow'schen Irrtum mit echter Nahrungsaufnahme hätte verwechseln

können, wäre da nicht das Schaben ihrer Stahlzähne am Umriss seiner Halsschlagader gewesen.

Sein Blick fiel wieder auf den Fernseher: eine Einstellung von menschlichen Knochen auf einem Stahltisch.

»Weibliche Gebeine«, sagte einer der Deutschen. Die Kamera zoomte ein blaues Laserraster heran, das aus der Abtastung hervorging. »Eine wohlhabende Frau. Vielleicht achtzehn Jahre alt.«

Schnitt auf eine Rückblende: Die Frau in ihrer Villa beim Abendessen auf einer seidenbespannten Liege, eine zierliche Schönheit, die ihrem Gatten den Mund mit einer Zärtlichkeit abwischte, von der Jim ganz genau wusste, dass die Schauspielerin sie ihrer eigenen Art zu lieben entlehnte.

Zur einzig wirklich selbstlosen Liebe, die er je erlebt hatte, ein Geben ohne Gedanken ans Nehmen, war es im verregneten Sommer 1982 mit Linda Ronstadt gekommen. Die sechzehn Jahre Ältere sang ihm seinerzeit eine mexikanische Liebesweise vor, »Volver, Volver«, ein sehnsuchtsvolles Schlummerlied, das ihn erfüllte, während sie ihn an ihre sonnengebräunte Brust schmiegte und mit den Fingern durch sein Haar fuhr. »*Volver, volver, volver ...*«

Die Worte unterwegs durch die Zeit bis zu diesem Augenblick: »Kehr zurück, kehr zurück, kehr zurück ...«

Doch wie könnte er?

Er war nicht der glanzäugige Junge, den sie im Arm gehalten hatte. Hatte er dieses arglose Kind getötet, die Leiche im Säurebad der Ausschweifung aufgelöst? Er beneidete den todgeweihten Pompejer und seine feingliedrige Frau. Ihm war schrecklich einsam zumute dort auf seinem Bett, indes Lindas Stimme ihm einflüsterte –

»*Volver, volver, volver ...*«

Während das Laserraster das Gerippe der Frau hinuntertanzt und über einem Knochengemenge unterhalb ihres Brustkorbs innehielt, tippte einer der Deutschen Befehle in

seinen Rechner. Auf dessen Bildschirm fügten sich Wieder-  
gaben der Knochen in einer digitalen Gebärmutter zu einem  
winzigen Skelett. Einige weitere Tastenanschläge verliehen  
ihm eine schattierungslose rosige Hautschicht, zwei Kaul-  
quappenaugen, eine halb ausgeformte Hand. Ein winziger  
Finger pfpfote sich in einen hohlen Mund –

»Sie erwartet ein Kind«, sagte der Deutsche. »Einen Jun-  
gen.«

Und frische Tränen vor aufgegebener Hoffnung gesellten  
sich zu Carreys früheren Tränen vor leerer Trostlosigkeit.

»Die Wolke aus überhitzter Asche stürzt unter ihrem eige-  
nen Gewicht in sich zusammen«, führte Ted Berman aus.  
»Und waren die Frau und ihr Mann im Gewölbe ihrer Villa  
sicher vor dem Bimssteinregen, wird nun das schlimmste  
Verhängnis Pompejis die beiden treffen: Hitzeschock. Weil  
die Lufttemperatur auf über zweihundertfünfzig Grad an-  
steigt, explodieren die Weichteile der Frau regelrecht. Ihr  
Hirn bringt ihren Schädel zum Bersten.«

»Nein ...«, sagte Jim Carrey.

»Auch der Schädel des Babys zerplatzt. Vielleicht Sekun-  
denbruchteile nachdem die Eingeweide der Mutter ihren  
Brustkorb aufgesprengt haben.«

»Bitte nicht«, flehte er und konnte doch nicht umschalten.

Und dann, quer über seinen Eine-Milliarde-Pixel-Bild-  
schirm, kollabierte die vulkanische Wolke unter ihrer eige-  
nen Masse und stürzte die Flanken des digitalen Vesuv herab.  
Die syphilitischen Mädchen, der Richter, die jungen Lieben-  
den und ihr Kind, sie alle sind samt ihrer Träume verkohlt:  
blitzartig in die Todeswolke gesogen, deren Schwärze das  
Schlafzimmer an der Hummingbird Lane verdunkelte, wäh-  
rend sie sich über die digitale Bucht von Neapel wälzte. Car-  
rey stöhnte leidvoll, machte wie ein kleiner Junge die Augen  
zu, konnte es nicht ertragen.

Als er sie wieder aufschlug, ging Ted Berman in der Gegen-

wart durch Pompejis ausgegrabene Straßen. Die Kamera schwenkte über Reihen von Gipsabgüssen, im Tod erstarrte Leiber, einigen unsägliches Grauen ins Gesicht geschrieben, einige mit Waffen über angehäuften Schätzen wachend, andere still, ergeben. Und zuletzt: ein Mann und seine Frau Seite an Seite hingestreckt, seine Hand auf ihrem schwangeren Bauch. Und Jim Carrey, bekannt für wilden Slapstick und fröhliches Chaos – er rollte sich zusammen und weinte drauflos. Ja, er war wirklich fertig. Dabei hatte er einmal so hell gestrahlt. Ach, da hätten Sie ihn sehen müssen.



In einer früheren Welt hatte er die Hauptrolle in einem großen Sommerstreifen gehabt, der global mühelos 220 Millionen Dollar einspielte, und fünfunddreißig Prozent dieses Vermögens waren für Carrey persönlich ausgehandelt, strömten aus Verleihgebieten in seinen Geldspeicher, die sich, wie es hieß, »von Tuscaloo bis Timbuktu« erstreckten. Dass der Film selbst nach seiner eigenen Einschätzung glasklar zu seinen zweitklassigen gehörte, versüßte nur dessen Erfolg: je größer die Straffreiheit, umso näher bei Gott.

Er hatte in der Gunst des Publikums geschwelgt, dieweil der Blockbuster nach Uraufführungen in London, Moskau und Berlin durchstartete. Er hielt in Rom Einzug als Cäsar des Slapsticks und schritt gerade über einen hundert Meter langen roten Teppich, als er einen Pressebetreuer sich ihm mitten in den Weg hocken sah und – den Moment einschätzend wie der Klippenspringer die steigende Flut – geradewegs über den Kerl strauchelte, alle viere von sich gestreckt hinflog und mit Kopf und Schultern so hart auf den Teppich knallte, dass die Menge ihn glattweg vor aller Augen gestorben glaubte. Wie er so dalag, dachte Carrey an seinen Onkel Des, den man erschossen hatte, als er in einem Bigfoot-Kostüm ein Maiskolbenfest aufmischte. Einige sprangen dem Star zu Hilfe. Andere machten Bilder von der mutmaßlichen Leiche. Carrey ließ ihrer Besorgnis Zeit zu wachsen, ehe er wie eine Spiralfeder emporhüpfte und alle anschließenden Interviews mit einem Schielauge gab.

Danach fand ein Abendessen zu seinen Ehren im Quirinalspalast statt. Der Präsident der Italienischen Republik hatte hundert Gäste zu Tisch geladen. Alle wollten sie auf

Tuchföhlung mit darstellerischer Genialität gehen und verfolgten nun genüsslich, wie Carrey an der Spitze der Tafel den alterfahrenen Sommelier beim Einschenken in sein Glas bat, die Weinflasche begutachten zu dürfen. Der Mann brach den Vorgang ab und reichte sie ihm. Alle schauten zu, als Jim am Korken schnüffelte und das Etikett bewertete, das Ganze bloß Vorspiel für den Augenblick, da er sich die Flasche in den Mund schob und ordentlich zum Glucksen brachte, bevor er mit Kennermiene verkündete: »Wunderbar. Wird Ihnen schmecken.« Aber wie. Sie brüllten, allesamt: der Schweizer Kunsthändler und die drei Männer von Merck und die Kellner, die von der Küche aus zusahen, wo auch die Köche lachten. Und der Vollstrecker der Camorra, der in derselben Woche zwei Leichen im Tiber versenkt hatte. Und der Gatte der schwedischen Botschafterin. Sie lachten dankbar für diese jähe Befreiung von der Bürde guter Tischmanieren, und das Lachen vereinte sie über Sprachgrenzen hinweg beim Essen und Trinken auf der Marmorterrasse in der römischen Nacht.

Eine zwölfköpfige Kapelle spielte Tango, und die Musik bewog die Inhaberin einer Kette chemischer Reinigungen, eine rundliche Frau und einsam mit Ende fünfzig, nach drei Glas Prosecco zu beschließen, dass es auf ihr Schmiergeld von fünftausend Dollar, um hier zu sein, an den bestechlichen Sekretär eines kaum minder bestechlichen Senators hin keinen Grund gebe, Carrey nicht um einen Tanz zu bitten. Sie steuerte auf ihn zu wie ein Wärme suchendes Büfetmöbel, und etwas an ihrem wagemutigen Wesen nahm Carrey für sie ein. Er winkte seine Leibwächter fort, erhob sich, als sie ihn zum Tanz aufforderte, nahm ihre Hand und führte sie hinaus auf den Säulengang. Beide legten einen leidenschaftlichen Tango hin. Sie war überraschend wendig und zu jeder Kehre bereit, obwohl ihre Finger fettig vom gegrillten Seebarsch waren und ihm immer wieder aus den Händen schlüpfen. Er mach-

te daraus ein Versatzstück, gab den frustrierten Liebhaber und übertrieb jedes Abrutschen, ehe er ihren Arm nahm, über seine Schulter warf und sie darauf eng an sich zog mit einem Blick, der sagte: *Ich werde dich nie wieder verlieren*. Es war so lange her, dass jemand sie im Arm gehalten hatte. Sie drehten sich wie kollidierende Spiralnebel, die ganze Kapelle war im Höhenflug, die versammelten Schwindler sahen es auf ein Crescendo ab und bekamen es, als Carrey die Frau in seinen Armen zurückbog, ihre Lippen sich kussheischend runzeln sah, ihr vom Kinn bis zur Stirn über das verschwitzte Gesicht leckte und sie dann wie ein glückseliger Welpen anglupschte. Über das Treiben kam der ganze Saal auf die Beine, da die Karikatur der Liebe den Mangel an ihrer wahren Form in die Herzen aller Anwesenden einstreute – selbst in sein eigenes.

Bald war er wieder zu Hause in Brentwood, null fröhliches Chaos in diesem berühmten Gesicht, nur Mattigkeit, wo sich unlängst so viel unbändige Ausstrahlung gezeigt hatte.

Der Film verblasste im öffentlichen Bewusstsein.

Er fühlte seine Lebensgeister mit ihm schwinden als ob durch unbekannte Gesetze menschlich-industrieller Verstrickung. Er war einsam. Und er sehnte sich so aufrichtig wie lachhaft nach dem echten Gegenstück des Affentheaters, das er mit der chemisch reinigenden *duchessa* gespielt hatte. Sie hatte ihm einen Gutschein für zehn kostenlose Textilwäschen geschenkt, und als er ihn aus seiner Brieftasche zog, fixierte er sich masochistisch auf das Was-alles-hätte-gewesen-sein-können mit seiner letzten großen Liebe Renée Zellweger. Sie hatte ihn für Morante de la Puebla verlassen, einen Stierkämpfer. Die aus dieser Abwendung rührenden Wunden waren nie gänzlich verheilt, erkannte er jetzt, allein auf seinem Sofa in Brentwood, während er sich mit Fernsehen betäubte. Er schaltete hin und her zwischen *Engineering the Reich*, wo-

rin Wernher von Braun Männer als Übung für das Apollo-Programm durch die Schallmauer schoss, und *Vietnam Reunions in HD*, worin ein beinloser Amerikaner einen zahnlosen Vietnamesen auf der Dschungelhöhe umarmte, die jeden von ihnen die Jugend gekostet hatte.

Beim Durchschalten zwischen beiden Sendungen huschte *Oksana* auf TNT an Carreys Auge vorbei, und eine der Trillion Synapsen in seinem Kopf feuerte heller als alle anderen und forderte ihn auf, den Kanal beizubehalten. Dort sah er eine C- oder gar D-gelistete Schauspielerin, Georgie DeBusschere, so vollständig, wie es ihre begrenzte Begabung zuließ, in der Figur einer russischen Attentäterin aufgehen und den kirgisischen Waffenhändler foltern, den sie mit der Verheißung von ausgefallenem Sex in einen Bukarester Unterschlupf gelockt hatte. Sie hatte ihn betäubt und gefesselt und verlangte, als er aufwachte, nach dem Mittel gegen ein fleischfressendes Virus, das gegenwärtig den Handlungsbogen ihrer Figur durchkreuzte. Unter Verweis auf die »rapide Mutationsrate« des Virus sagte der Mann, er könne ihr nicht helfen. Sie versenkte ihre Bohrmaschine in seinem Oberschenkelknochen und tötete ihn mit einem Judohieb auf die Nase.

Angesichts Georgies in diesem Augenblick hochgradiger Gewalt sah Jims Unterbewusstes in ihren Augen die Augen seiner Mutter, in ihrer Haut die Haut seiner Mutter und in ihrer Nase die Nase seiner Mutter: Dinge, die sein bewusstes Denken als unverarbeitete honigsüße Wonne erlebte.

Seine frühen Jahre waren gezeichnet von den wirtschaftlichen Nöten eines geliebten Vaters, Percy, dessen Lächeln dem Abstieg der Familie in die Armut trotzte. Mitunter verengte seine Mutter Kathleen diesen Niedergang instinktiv zu ihrem eigenen eingebildeten Sterben.

»Die Ärzte sagen, dass mein Gehirn mit unglaublichem Tempo abbaut!«, teilte sie so der Familie am Esstisch mit,

und ihre Worte erfüllten den jungen Jim mit Angst und Schrecken davor, eines Tages aus der Schule heimzukehren und seine Mutter hirnlos auf dem Fußboden vorzufinden. Die Ärzte verschrieben Kodein und Nembutal. Sie wurde von den Schmerzmitteln abhängig wie so viele. Einige seiner frühesten Ulknummern waren aus dem Versuch geboren, sie aufzumuntern, ein spindeldürrer Siebenjähriger in Unterwäsche betrat da ihr Schlafzimmer und tat so, als wäre er eine angreifende Gottesanbeterin, Kopf gesenkt, Fangbeine am Rudern, und brachte sie wider ihr Leiden zum Lachen.

Doch im Lauf der Jahrzehnte forderten die Schmerzmittel ihren Preis. So lag sie steif von Arthritis und kettenrauchend auf dem Sofa seiner Wohnung in North Hollywood, die Carey seiner Mutter und seinem Vater angeboten hatte, mit ihm zu teilen, als ihnen im Alter das Geld ausging. Kam er nach der Arbeit an seiner ersten Fernsehserie *The Duck Factory* für NBC nach Hause, traf er sie auf dem Sofa fest eingeschlafen an, kokelten verirrte Zigaretten auf den Polstern.

Dann wurde die Serie abgesetzt, und da er bald knapp bei Kasse war, teilte er ihnen mit tiefstem Bedauern mit, dass sie nach Kanada zurückkehren müssten, wo sie sich wenigstens eine Krankenversicherung leisten könnten. Er sagte, dass er ihnen Geld zusenden würde.

»Nie machst du mal eine Sache ganz, Jim«, hatte sie darauf gemeint, »du machst einfach nie irgendwas ganz.«

Es war ein vernichtender Schlag. Manchmal träumte er davon, sie zu erwürgen, und wachte dann in kalten Schweiß gebadet auf, schämte sich für seinen imaginierten Muttermord, erfüllt von einer Sehnsucht nach vergangener Fürsorge, die ihn jetzt wieder ereilte, da er Georgie auf dem Fernsehschirm sah. Wer war diese Schauspielerin, deren Bild ihn so aufwühlte? Was war das für eine Serie?

Er drückte auf INFO: »*Oksana*: Probanden eines abgebro-

chenen Experiments im Kalten Krieg wollen endlich die Wahrheit über sich erfahren.«

Zwanzig geisttötende Stunden lang hielt er ihnen die Stange. Er sah zu, wie sich Georgie DeBusschere und ihre Schwestern zum Laboratorium in Moskau durchschlugen und erfuhren, dass sie alle programmierte Killer waren, alle ausgebrütet aus mit gefrorenem Sperma eines Iosseb Wissarionowitsch Dschughaschwili – besser bekannt als Josef Stalin – befruchteten Eizellen sowjetischer Leichtathletinnen und von Supercomputern auf einer unkartierten Aleuteninsel aufgezogen. Von ihrer Schönheit gefesselt, rätselte er, wer sie war, woher sie stammte. Er malte sie sich als eine kleine Kennedy aus, das einzige Mädchen in einer Familie von Brüdern. *Bestimmt haben sie nach dem Muschelessen am Strand Touch Football gespielt*, dachte er und sah sie gerade einen Schergen mit einem Roundhouse-Kick fertigmachen.

Falscher hätte er nicht liegen können.

Geboren war sie siebenzig Meilen von Iowa City entfernt und in einer Straße mit geborstenen Gehsteigplatten aufgewachsen. Ihr Vater war ein alkoholkranker Turnlehrer, ihre stille, anpassungswillige Mutter Krankenschwester im Kreißsaal. Georgie war eines von acht Kindern, die sich untereinander verbißen um Badezimmerzeiten und Tiefkühlgerichte stritten. Als ihr vierzehnter Geburtstag kam, war sie von der Mitte an die Spitze der Hackordnung aufgestiegen und bestimmte über ihre sieben Geschwister – Cathy, Bobby, Cliff, Gretchen, Vince, Buster und Denise –, wobei die zusehends knapperen Geldmittel der Familie jedes der Mädchen ein wenig gewiefelter als ihre jeweilige Vorgängerin machten.

Sie hatte das Stipendium der Rotarier für die Universität von Michigan gewonnen, wurde dort durch einen EDV-Fehler einem Hauptseminar zur Spieltheorie, »Entscheidungsfindung in Zeiten des Umbruchs«, zugeteilt und erzielte mühe-

los eine Eins, da ihr die Konzepte wie selbstverständlich einleuchteten. Nach ihrem Studienabschluss zog sie nach Los Angeles und arbeitete kurze Zeit als Fotomodell für Printwerbung, bevor sie einen Aufsatz über Robinson Crusoe nebst einem Stoß Bikinifotos dem Casting-Agenten vorlegte, der sie als Inselcamp-Kandidatin bei *Survivor: Lubang* unterbrachte.

Vor Ort, den Sommer 2000 über, zog sie den Hass von Millionen auf sich, indem sie ihre beste Freundin im Stamm der Gee-Lau betrog, eine Mary-Kay-Vertreterin namens Nancy Danny Dibble. Das Gesicht reizlos und aknevernarbt, war Nancy um der starken Resonanz willen gecastet worden, die sie bei Fokusgruppen auslöste: reines Mitleid. Die Produzentengenies hatten sie als moralische Hürde eingebaut. Für die übrigen Kandidaten folgte daraus der logische Schritt, sie rasch und ohne Reue loszuwerden. Doch was war mit der Schuld, in der die Starken bei den Schwachen stehen? Was mit dem moralischen Selbstbetrug der Zuschauer – und dem Zorn, der gleich dahinter wohnt?

Um billig eine Verbündete zu gewinnen, teilte Georgie in den ersten Stunden auf der Insel ihren Lippenbalsam mit Nancy, während die Gestrandeten siebzehn Takes lang ans Ufer waten mussten. Und mochte Nancy Danny Dibble auch nie einen Liebhaber gehabt haben, war sie doch ein ebenso erotisch empfindendes Geschöpf wie jedes andere. Es ist alles online, fünf Sekunden lang, eine Oper für Voyeure: verdichtete, verlangende Wallung aus Nancys Augen, während Georgie ihre Lippen mit Balsam bestreicht. Wie lange ist es her gewesen, dass Nancy Danny Dibble berührt wurde? »Ich brauche mehr«, sagt sie, also zieht Georgie den ChapStick noch einmal ihre Lippen entlang. Die Geste führte weit über jedwedem bescheidenen Ziel hinaus, das Georgie im Sinn hatte, und legte die Saat für eine Freundschaft, die in Folge 3 zementiert wurde, als Georgie, ihr Gesicht von einem Lagerfeu-

er beschienen, Nancy gegenüber bemerkte, »Danny« sei für eine Frau ein eigenartiger zweiter Vorname. Der Kameramann ging in die Hocke, sein Objektiv keinen Meter weit von Nancys Gesicht, als sie erzählte, wie sie ihn zu Ehren ihres Bruders angenommen hatte, der in Mississippi im regnerischen Frühjahr 1977 ertrunken war, als er in einen angeschwollenen Bach sprang, um Dolly zu retten, ein Knäuel aus Geschirrtuchfetzen und Moppfransen mit violetten Knopfaugen, die einzige Puppe, die Nancy je besessen hatte. Selbst für Amerika, selbst bei einer Auswahl aus achtzigtausend Bewerbern war dies kein gewöhnliches Elend. Nancys Kummergesang stieg empor, bis sie mit einem kraftlosen Schluchzer in die Nacht griff, als ob diese einen Zipfel von Dannys Hand bergen könnte. Georgie tröstete Nancy, fuhr mit den Fingern durch ihr Walgreens-gefärbtes Haar, das von der Sonne schon wieder ausblüht.

»Georgie«, sagte Nancy mit einem Schuss tiefem Süden, »hätt es gern gehabt, wir wär'n Schwestern.«

»Nancy«, sagte Georgie, als wären keine Kameras da gewesen, »wir sind Schwestern.«

Sie gelobten einander, zu siegen und das Geld zu teilen. Doch Nancys Elend erwies sich als ansteckend: Von dieser Frau behindert (die außerdem arthritische Knie hatte, ihr bloßer Gang ein Ausweis von Schwäche), verloren die Geelau eine ganze Latte eliminierender Wettbewerbe. Bald waren sie halb so stark wie die Layang, war ihr Gameshow-Stamm vom Aussterben bedroht.

Die Einschaltquoten gingen steil nach oben. Georgie Debusscheres Bikinikörper wurde Bankdirektoren und Hausmeistern bekannt, alles gebannte Zuschauer. Warum auch nicht? Hier gab es eine Million Dollar abzugreifen, genug Geld, um jenen brennendsten aller amerikanischen Wünsche zu gestatten, den Ausbruch aus der Mittelschicht. Nancy Danny Dibble glaubte immer noch, Georgie würde ihnen ei-

nen Sieg bescheren. Nachts träumte sie davon, einen neuen Chevy Malibu randvoll mit Extras durch die besseren Vororte von Jackson, Mississippi, zu lenken und von strahlend lächelnden Hausfrauen als geschätzte Freundin empfangen zu werden.

Georgie hingegen wusste, dass das Spiel verloren war, und wollte bald nur noch ein warmes Bad. Eines Nachts ging sie den Strand hoch, kroch dann durchs Dickicht, um sich in einen Wasserlauf zu legen, stützte sich im Schlick auf und fühlte die Kante eines Dolchs, den ein japanischer Unteroffizier drei Tage vor Hiroshima verloren hatte. Sie löste die Klinge aus dem Flussbett, schob sie unter ihre Shorts. Am nächsten Morgen schwamm sie, Dolch zwischen die Zähne geklemmt, weit hinaus in die Bucht, vom seichten Türkisblau zu dunkleren Untiefen, wo sie auf eine ausgewachsene Muräne traf.

Wie viele sahen Christus am Ölberg zu?

Zehn Millionen begafften Georgie, als sie aus der Brandung stieg mit der armen Muräne (in dieser ganzen Gleichung die einzige Unschuldige) um den Hals und einem Gecklecker grünlich schwarzer Fischgedärme in der Brustfurche. Sie würde erneut jagen und ihre Beute gegen einen Gefallen bei der nächsten Stammesvereinigung tauschen. Ein Gee-Lau flog auf jeden Fall raus, doch während die Layang wahrscheinlich vorhatten, das stärkste Glied zu entfernen, bestach Georgie sie zum Nachteil des schwächsten, Nancy Danny Dibble. »Nancy hat uns geschadet«, hatte sie geflüstert. »Sie wird auch euch zerstören.«

»Ich dachte, wir wären Schwestern«, weinte Nancy beim Ausschlusszeremoniell, als die Stimmen schließlich verlesen wurden. »Das hast du versprochen! Sag was!«, flehte Nancy.

Und hier wie anderswo auch bezahlte Georgie weniger für schiere Abgefemtheit denn brutale Ehrlichkeit. Die Stellungnahme, die auf viele Zuschauer so verwerflich wirkte, erfolgte allein ihrer kalten Wahrheit wegen – ihrer unbeirrten Ab-

schätzung des grobschlächtigen Getriebes, das Trugbilder von Freiheit vorgaukelt. Georgie glaubte, nichts falsch gemacht zu haben. Sie vergaß die Kameras und griff auf ihr Lieblingsseminar an der Uni von Michigan zurück, »Entscheidungsfindung in Zeiten des Umbruchs«.

»Das ganze Leben ist eine Reihe ineinandergreifender Spiele, vorwiegend sinnlose, manchmal abgekartete«, wandte sie sich an Nancy. »Manche haben uns bekannte Regeln, die meisten uns unbekannt. Werden wir in eine Art höheren Zustand geführt? Oder bloß von Spielbrett zu Spielbrett genötigt ohne irgendeinen Nutzen? Das lässt sich nur auf eine Weise herausfinden: Mach, was die Spiele verlangen. Ich habe nur getan, was das Spiel verlangt hat.«

Nancys Wangen glänzten von Tränen.

Die Fackeln spuckten Funken.

Und die Layang verspürten die Gegenwart eines fortgeschrittenen Spielers und entschieden, dass Georgie als Nächste gehen musste.

Sie kehrte schleunig nach Los Angeles zurück, eisern entschlossen, Ruch in Ruhm zu verwandeln. Von Ventura Talent Associates vertreten, brachte sie drei Jahre mit dem Versuch zu, Schauspielerin zu werden, vermarktet als Moränenmetzlerin von Lubang, ging zu Vorgesprächen für Talkshows, die nie stattfanden, ergatterte Rollen in totgeborenen Pilotensendungen und konnte nie ihren schlechten Ruf aus *Survivor* abschütteln, bis er, noch größerer Schrecken, ganz futsch war.

Sie posierte für Männermagazine, trug von Mal zu Mal weniger, verdiente von Mal zu Mal weniger. Ein Auftritt als Bikinigirl auf einer Autoausstellung führte zu einem Job als Verkäuferin bei Mazda of Calabasas, wo sie laut Gerichtsakten angeblich einen gebrauchten Miata entwendete. Seinerzeit heiratete sie Darren »Lucky« Dealey, einen zu Jähzorn neigenden Stuntman, der für Rutger Hauer über Feuerwände

hechtete, bis er gefeuert wurde, nachdem er einen Tontechniker tötlich angegriffen hatte. Kurz vor ihrem ersten Hochzeitstag verpasste er ihr ein blaues Auge, worauf sie im Gegenzug Rattengift auf sein Proteinpulver sprengte. Wenn das keine tragische Romanze war, sogar für einen verblassenden Reality-TV-Star. Es dauerte sieben Jahre, die biblische Länge von Plagen, ehe ihr das Schicksal den leisesten Anflug von Güte erwies.

Mitchell Silvers war Autor und Produzent fürs Fernsehen, der als Student an der USC für Georgie in *Survivor* geschwärmt hatte. Als endgültig Erwachsener missbrauchte er seine Macht im Dienst der Lust und fädelte über Georgies VTA-Agenten ein Treffen mit ihr im Chateau Marmont ein. Mit medikamentös gedämpfter Gemütsregung, die Georgie fälschlich für Unschuld hielt, bot er ihr dort eine Rolle in seiner kommenden Spionageserie auf TNT gegen Sex in einer Juniorsuite des Hotels an. *Es ist bloß Sex*, sagte sie sich, *ein Mittel zum Zweck, umherhüpfende Moleküle*.

Zwei Monate später, auf Silvers' Drohungen hin, das Projekt fallen zu lassen, besetzte TNT Georgie als die russische Attentäterin Nadia Permanowa, eine durchtrainierte, todbringende Kämpferin gegen zentralasiatische Warlords in eng anliegender Dominaaufmachung, die Jim Carrey so betörte, der als kleiner Junge die dralle Vampirella im Fernsehen angehimmelt hatte.

Und der als Mann mit schlaffer Kinnlade zusah, wie Stalins Töchter in das Moskauer Labor eindringen und altertümliche Festplatten fanden, die alles Gedächtnis enthielten, das mörderische Mädchenjahre lang aus ihren Hirnen zu tilgen gewesen war, auf Magnetband festgehaltene, verschollene Ichs. Und zuletzt in einer Geheimkammer Probengläser mit menschlichen, in trübem Formaldehyd schwebenden Embryos, der Ausschuss bei ihrer ungeschlachten Erzeugung.

Georgies Figur bekam einen Wutanfall und zertrümmerte alles in Sichtweite.

Und als die Fötusattrappen über den Betonfußboden hüpfen, fühlte Jim Carrey allen Schmerz seiner vergangenen Lieben verschwinden. Er fühlte sich plötzlich und zweifelsfrei als Empfänger von nichts weniger Wundersamem als einer Botschaft aus dem Allganzen: Georgie, wusste er, war seine Seelenverwandte.